

Wer seinen eigenen Wert, wer seinen Selbstwert herausfinden will, dem bleibt eigentlich nicht viel anderes, als möglichst viele Vergleiche anzustellen. Um herauszufinden, wie gut ich etwas kann oder auch nicht, wie gut ich bin, oder auch nicht, muss ich mich wohl oder übel ständig mit anderen vergleichen. Nur so kann ich meinen Wert bestimmen.

- Das gilt nicht nur für die ganze Welt des Sports, in der Vergleiche bis zum Exzess zelebriert werden; selbst Trainingsfortschritte können nur durch Vergleiche mit vorhergehenden Leistung festgestellt werden.
- Das betrifft alle Lebensbereiche und fängt schon sehr früher an. Bereits bei kleinen Kindern wird sehr genau beobachtet, wann sie was schon können oder eben noch nicht; Entwicklungsfortschritte werden durch Vergleiche bestimmt.
- Das geht so weiter in der Schule, wo Noten ein exzellentes Mittel für Vergleiche sind. Dabei kommt es nicht einmal so sehr auf die Note selber an; ihren Wert erhält sie nämlich immer erst im Vergleich zu den anderen; wenn z.B. alle eine Eins bekommen haben, dann ist diese Eins nichts mehr wert. Wenn inzwischen die Tendenz zu beobachten ist, Noten ganz abzuschaffen, dann wird nicht nur die Möglichkeit für Vergleiche weggenommen, sondern gleichzeitig auch der für die Selbsteinschätzung so eminent wichtige Zugang zur eigenen Realität.
- Und das geht so ungebremsst weiter. Um meinen Marktwert zu bestimmen, um herauszufinden, wie attraktiv ich bin, bleibt mir gar nichts anderes, als mich ständig zu vergleichen mit dem, was zurzeit von den anderen, von der Mehrheit vorgegeben wird. Ob es um Mode geht, ob es um Normen geht, darum, was ich mir erlauben darf und was nicht, ob etwas unrecht ist oder nicht, ob es darum geht zu zeigen, was ich mir leisten kann – ständig spielen Vergleiche eine entscheidende Rolle. Deshalb war es ja auch für viele so ungeheuer belastend, als z.B. während der Corona-Epidemie viele Vergleichsmöglichkeiten plötzlich wegfielen, und damit ein entscheidendes Element für die Festlegung des Selbstwerts fehlte. Das führte zu existentiellen Verunsicherungen und Krisen. Der fast schon mit religiöser Inbrunst geführte Kampf gegen die Einschränkungen und Impfungen zeugt von diesem viel tiefer liegenden Problem.

Vergleiche spielen in unserer Welt ein unverzichtbare Rolle. Sie sind ein Motor für Entwicklungen, sowohl für positive als auch für negative. Durch Vergleiche entsteht ein Wettbewerb, der zu Steigerungen, zu Verbesserungen und Fortschritt führt. Es sind Vergleiche, die zu Höchstleistungen animieren.

Es sind aber auch Vergleiche, die Werte und Normen sukzessive aushöhlen, bis sie schließlich ganz unwirksam werden.

Deshalb darf nicht übersehen werden, dass Vergleiche auch eine ganze Reihe von Gefahren bergen:

Weil grundsätzlich nur Leistungen verglichen werden können, ist es oft nur noch ein kleiner Schritt, bis der eigene Wert auf die eigenen Leistung reduziert wird. Nicht umsonst steigern Erfolge das Selbstwertgefühl ganz gewaltig. Doch wenn die Leistung nicht erbracht wird oder einmal nicht erbracht werden kann, dann ist das oft ein heftiger Schlag, denn jetzt wird der Selbstwert beschädigt, und das ist nicht leicht zu verkraften.

Eine andere Gefahr, die durch Vergleiche heraufbeschworen wird, ist eine fast unbemerkte Außensteuerung. Durch jeden Vergleich mache ich den oder das, mit dem ich mich vergleiche, für mich automatisch zu einer gültigen Norm! Doch damit bestimmt der andere, der, mit dem ich mich vergleiche, was für mich gilt. Und weil dies nicht nur einmal passiert, sondern ständig durch die schiere Menge von alltäglichen Vergleichen – und das Smartphone spielt auch hier eine seiner äußerst unseligen Rollen – bestimmen damit andere, wieviel ich wert bin, wie ich zu leben, wie ich zu denken und zu sein habe. Andere bestimmen auf diese Weise mein Leben bis hinein ins kleinste Detail. Dieser Vorgang zwingt Menschen dazu, Rollen zu spielen, ein Leben zu leben, das gar nicht das ihre ist, ihre Persönlichkeit ständig zu verbiegen, nur um bei den vielen Vergleichen einigermaßen bestehen zu können. Das ist anstrengend und raubt Energie, die dann für anderes fehlt und viel schneller und öfter an Grenzen stoßen lässt.

Solche Gefahren lassen unser heutiges Evangelium höchst aktuell erscheinen: Dieser Pharisäer zeigt in seinem Gebet, dass sein ganzer Glaube eigentlich nur von Vergleichen bestimmt wird. Doch damit ist es nicht Gott, sondern sind es die anderen, die seinen Glauben tatsächlich ausmachen. Das sieht zwar sehr fromm aus, aber Gott hat da faktisch nicht viel zu melden.

Ganz anders der Zöllner. Der kommt gar nicht in Verlegenheit, sich zu vergleichen. Aber genau dadurch offenbart er etwas Zentrales: Nicht er selbst bestimmt seinen Wert, sondern Gott. Der gibt ihm – trotz allem, was er angestellt hat – einen Wert, der unabhängig von allen möglichen Vergleichen ist, und der es ihm überhaupt erst ermöglicht, sich in den Tempel zu trauen und zu beten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ (V 13)

Wenn wir unseren Wert nicht mehr selber bestimmen müssen, weil Gott uns als seinen Kindern einen unerhört hohen Wert gibt, dann werden wir zwar immer noch oft genug Vergleiche anstellen, aber sie bestimmen uns nicht mehr. Dann werden wir frei von all den unzähligen Einflüssen und Zwängen, die uns ein Leben aufdrängen wollen, das gar nicht das unsere ist. Er kann er uns befreien zu dem Leben, für das er uns tatsächlich geschaffen hat.

Doch dafür ist es unverzichtbar, immer wieder den Kontakt zu dem zu suchen, der uns unseren tatsächlichen Wert gibt.